

wirken; der Band ermöglicht über die Behandlung von gegenseitiger Erhellung und Spiegelung hinaus (zur Venus von Milo etwa liegen allein 10 Gedichte vor) auch ein Anschneiden des Übersetzungsproblems oder der erweiterten Kommunikationsmodelle. Zu den 173 Bildgedichten (von 141 Autoren) und den entsprechenden Reproduktionen kommt noch ein bio-bibliographischer Anhang zu den Autoren (S. 262-92). So großartige typographische Gedichte wie Jan Czernski-Brants „Multilaterale Kommunikation“ (S. 69), Carlo Cardunas „Breughels Blinde“ (S. 103) oder Kris Tanzbergs „Bildnis rudolfs des zweiten“ (S. 161) zeigen eindrucksvoll die Berechtigung konkretistischer Techniken auch oder gerade bei Bildgedichten.

Einige wertvolle Hinweise zur Interpretationstechnik bietet *27 Gedichte interpretiert* (z.B. Rilkes „Das Abendmahl“, S. 24-26), doch fehlt bei den Interpretationen der 9 Bildgedichte leider die Ergänzung durch die Reproduktion. Immerhin können die Bemerkungen zu Raumaufteilung in Bild und Gedicht, Transposition des Optischen in Rhythmisches oder Seelisches und Zusammenhänge zwischen Bildform und Syntax im Transfer auch auf die übrigen Bände übertragen werden.

Der von den Lyrikern ziemlich vernachlässigte Bereich des Gedichts zum modernen Kunstwerk wurde in einem Wettbewerb der renommierten Zeitschrift für Literatur, Grafik und Lyrik, *Die Horen*, in den Vordergrund gestellt. Aus 264 eingesandten Texten + Bildern druckt der Jubiläumsband Nr. 100 insgesamt 30 Beispiele ab, die gleichzeitig auch einen Einblick in die Arbeit junger Autoren ermöglichen.

Der neueste Band, *Bildmeditation der Dichter*, geht bei der Auswahl der Statuen/Bilder und Gedichte europäischer Künstler bewußt nach einem religiösen Auswahlprinzip vor. Da in der islamischen und jüdischen Kunst die Darstellung bzw. Nennung Gottes durch Tabus eingeschränkt war, ist religiöse Kunst hier christliche Kunst, die ja für das Mittelalter sowieso weitgehend mit europäischer Kunst überhaupt gleichzusetzen war. Die Verbindung von Wort und Bild geht in diesem Themenbereich ganz natürlich vor sich, denn die Bildhaftigkeit des Bibelwortes und die Wortausmalung der Kirchenfenster, Tafelbilder und Fresken ergänzen sich gegenseitig. Zu den Höhepunkten innerhalb der 122 Gedichte zu 55 Bildern gehören Kris Tanzbergs „Vor dem Bamberger Fürstenportal“ (S. 39-41), Hermann Kestens „Stefan Lochner malte mich“ (S. 65-69) und Hedwig Bienowski-Anderssons „Der Engel“ (S. 181) – insgesamt ein thematisch begrenzter, gut ausgewählter und schön gedruckter Band.

Mit dieser konzertierten Publikationsfolge hat der Herausgeber nicht nur weitverstreutes Material gesammelt, geordnet und teilweise übersetzt, sondern auch einen speziellen Bereich der Lyrik ins Bewußtsein der Leseröffentlichkeit gehoben und gleichzeitig pädagogisch aufbereitet, nicht zuletzt für den Lehrenden und Lernenden im Bereich Deutsch als Fremdsprache.

Hans-Joachim Kann, Trier

Rezeptionsästhetik – eine Zwischenbilanz

Der siebte Band der Zeitschrift „Poetica“ (1975) hat seinen topographischen Schwerpunkt; acht der fünfzehn abgedruckten Beiträge kommen aus Bochum, dem Sitz der Herausgeber. Doch die abgehandelten Themen sind breit gestreut. Zwischen Aufsätzen zur antiken Literatur – R. Rieks schreibt über Herodots Geschichtsschreibung, B. Effe über personales Erzählen in der Antike, W. Fauth über mythische Metamorphosen in den Homerischen Epen – und Untersuchungen zum Verhältnis von Lyrik und Werbung (I. Schabert) sowie über das deutsche Opernlibretto (K.G. Just) finden sich gewichtige Studien zu Rousseau (I. Strohschneider-Kohrs), Dante (K. Maurer) und Shakespeare (R. Borgmeier). Für den interkulturellen Vergleich ergiebig ist der reich mit Texten ‚bebilderte‘ Beitrag über konkrete Poesie in Japan (E. May).

Auch Methodenfragen kommen nicht zu kurz. H. Heuermann beschäftigt sich mit der von Robert Weimann aufgeworfenen Frage, wie die Kluft zwischen Literatur- und Mythenschichte zu überbrücken sei; er weist zur Lösung einen Weg, der Rezeptionsanalyse und Wirkungsforschung nicht umgeht. N. Würzbach untersucht in ihrem Beitrag die Leistung des soziologischen Gruppenbegriffs für die Interpretation englischer Romane, während F. Rodi Ansätze zu einer Theorie kultureller Kommunikationseinheiten am Beispiel der „Anspielung“ entwickelt.

Ich möchte an dieser Stelle ausführlicher nur auf die drei Beiträge zur Rezeptionsästhetik eingehen, die im *Diskussionsteil* des Bandes vorgestellt werden und sich im Gruppen-Titel als *Zwischenbilanz* ausweisen. Die Weiterentwicklung dieses methodologischen Ansatzes dürfte auch Interesse bei den Deutschlehrern im Ausland finden, zumal die Rezeptionstheorie in den hier zu erörternden Beiträgen von Jauß, Stierle und Gumbrecht eine Wendung zur Kommunikationssoziologie nimmt.

In seinem Beitrag über den *Leser als Instanz einer neuen Geschichte der Literatur* übt Jauß herbe Kritik an der empirischen Rezeptionsforschung wie sie von Heinz Hillmann vertreten wird. Hillmann hat es seinem Kritiker leicht gemacht, da er voreilig eine subjektiv eingefärbte Leserbefragung mit empirisch untauglichen Methoden durchführte.¹ Jauß benutzt die offensichtlichen Fehler, um jene Freiheit des Lesers gegen normative Rezeptionsweisen zu verteidigen, die Jean Paul Sarte einmal einen „Pakt der Großherzigkeit zwischen Autor und Leser“ genannt hat. Methodisch heißt das: die Lesereinstellungen auch in der empirischen Forschung zunächst an dem zu messen, was der jeweilige Text an ästhetischer Vororientierung leistet, bevor eine lebensweltlich vermittelte Anschauung zur Erklärung der interpretativen Aussagen herangezogen wird. Jauß hält hier an dem hermeneutischen Moment der „Horizontverschmelzung“ fest. Er sucht den Vorgang zu erläutern, indem er aus dem Zusammengehen von (textbedingter) Wirkung und (leserbedingter) Rezeption „Konkretisation von Sinn“ hervorgehen läßt. Beides, Wirkung und Rezeption, läßt sich wiederum an den Rollen des „impliziten“ und des „expliziten“ Lesers festmachen, und es zeichnet sich ab, daß mit dieser Unterscheidung die Fülle abstrakter Lesertypologien vereinfacht werden kann. Nicht nur das, auch der Vorgang der Rezeption, die Lektüre selbst, wird wieder stärker an das mit Text und literarischer Tradition gegebene Verständigungssystem zurückgebunden. Jauß betont das, indem er den *innerliterarischen* Momenten des Leseverhaltens einen hermeneutischen Vorrang vor den *lebensweltlichen* einräumt.

Ist der Beitrag von Jauß mit seiner Rechtfertigungs- und Selbsterläuterungstendenz nicht zuletzt als eine wissenschaftspolitische Äußerung zu verstehen, so greifen die Aufsätze von Stierle und Gumbrecht – wenn auch nicht ohne wissenschaftspolitische Absicht – weiter aus ins Systematische und Grundlegende. Schon die Titel deuten das an. Stierle schreibt über die Frage, *was heißt Rezeption bei fiktionalen Texten?* Gumbrecht über *Konsequenzen der Rezeptionsästhetik oder Literaturwissenschaft als Kommunikationssoziologie*. Die von Stierle auch andernorts unter Beweis gestellte Neigung zu einer systematischen Literaturwissenschaft nötigt ihn zu außerordentlichen Abstraktionen.² Bestrebt, die Gesetzmäßigkeiten literarischer Rezeption als Gesetzmäßigkeiten gesellschaftlich vermittelter Praxis zu beschreiben, greift er (wie auch Gumbrecht) auf soziologische Handlungstheorien zurück. Lesen wird in diesem Zusammenhang als ein Handeln verstanden, das die im Text gegebene

¹ H. Hillmann, *Rezeption-empirisch*, in: *Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft*, hrsg. v. W. Müller-Seidel, München 1974, S. 433 ff.

² K. Stierle, *Text als Handlung. Perspektiven einer systematischen Literaturwissenschaft*, München 1975 (UTB 423)

nen Ebenen der Sprachverwendung anerkennen muß, um im Prozeß der Rezeption die „Identität des Werks“ (346) festzuhalten. In der Sprache der Phänomenbeschreibung: Der Leser erkennt den sachlichen Gehalt eines Satzes („Konstitution einer Sachlage“), er folgt der Art und Weise, wie der sachliche Gehalt im bestimmten Text dargestellt wird („Perspektivierung einer Sachlage“), er realisiert die Absicht des Textes („Modalisierung einer Sachlage“) und ordnet ihn schließlich einem bestimmten vorgängigen Sprachhandlungsschema (etwa einer literarischen Gattung) zu.

Diese ‚Handlungen‘ werden an der Rezeption zunächst zweckbezogener, sog. pragmatischer, sodann fiktionaler Texte erläutert. Die von Produzent wie Rezipient vorgefundenen Sprachhandlungsschemata *vermitteln* zwischen der Rolle des ‚Sprechers‘ und des Lesers und bedürfen im Falle der pragmatischen Textrezeption einer konkreten Situation, um im Sinne der Praxis wirksam zu werden. Entscheidend soll sein, daß der Leser pragmatischer Texte diese unter dem vorrangigen Gebot ihrer Praxisunmittelbarkeit rezipiert, während der Leser von Fiktionen, diese auf ihren fiktionalen Status zurückbeziehen muß. D.h. aber nichts anderes, als gelernt zu haben, daß es verschiedene Symbolisierungssysteme gibt, die in ihren Extremen auf ‚pragmatischer‘ und ‚fiktionaler‘ Ebene liegen mögen, aber weitaus feiner ausdifferenziert werden müßten, als das bei Stierle geschieht.

Wenn ich Stierle recht verstehe, so möchte er vor allem die („dialektische“?) Vermittlung zwischen Produktion und Rezeption gegen eine einseitige Rezeptionstheorie stark machen. Betont er doch die Notwendigkeit, die „kommunikative Funktion“ von Literatur wiederzugewinnen, indem die praktisch vorgefundene Übereinkunft über das, was „Fiktionalität“ bedeutet, theoretisch bzw. systematisch entfaltet wird. Damit meint er wohl die kommunikativ eingespielte Vorverständigung über Erdichtetes im Unterschied zu diskursivem und systematischem Sprachgebrauch. Die in diesem Zusammenhang verwendeten zeichentheoretischen Begriffe der Referentialität und Autoreferentialität erschweren m.E. allerdings die Absicht, die Stierle zu verfolgen scheint, da ein Zeichen, das sich auf sich selber bezieht, nicht mehr als Zeichen angesehen werden kann. Soll damit lediglich gemeint sein, daß man der Sprache bedarf, um über Sprache zu reden, dann entfällt der Grund dafür, zwischen systematischen und fiktionalen Texten zu unterscheiden. Wenn Stierle den alten hermeneutischen Grundsatz wiederholt, der Text interpretiere sich selbst (367), so muß er dessen Geltung aber auch und gerade angesichts poetischer Texte auf deren formalästhetische und nicht nur zeichenhafte Strukturmerkmale beziehen. Mir scheint, daß diese hier nur anzudeutende, von Stierle selber nicht ausgeschlossene Möglichkeit mehr leistet als die Anweisung rezeptionstheoretischer Fragestellungen auf handlungstheoretische und semiotische Erklärungshypothesen. Damit soll nicht davon abgeraten werden, Modelle kommunikativen Handelns zu bemühen, wenn es darum geht, die historisch bestimmte *Funktion* poetischer (u.a.) Texte zu ermitteln.

Auf eben dieses Programm läßt sich der Aufsatz von Gumbrecht ein. Gumbrecht macht sich keine Illusionen über die systematischen und praktischen Schwierigkeiten, die mit der Einlösung eines rezeptions- und wirkungsgeschichtlichen Forschungsprogramms verbunden sind. Er stellt zwei Desiderata der Rezeptionsästhetik fest: 1. unzureichende Systematisierung, 2. Mangel an praktischer Forschungsarbeit. Während der zweite Punkt die längst notwendige Überprüfung ausführlich diskutierter Hypothesen betrifft, soll der erste mit der Einordnung der Rezeptionstheorie in kommunikationssoziologische Zusammenhänge erfüllt werden. Diese Zusammenhänge sucht Gumbrecht in der phänomenologisch inspirierten Handlungstheorie von Alfred Schütz auf.

Die damit verbundenen Probleme können hier nicht erörtert werden, so daß ich mich auf die wichtigsten Vorschläge beschränke, die der Aufsatz enthält. So unterscheidet Gumbrecht vorab zwischen einem *normativen* und einem *deskriptiven* Zweig der Rezeptionsforschung. Normativ wäre z.B. noch Iser's Konzept des „impliziten Lesers“, da es von der den Leseakt ‚steuernden‘ Funktion bestimmter Textstrukturen ausgeht. Im allgemeinen gehört die normative Rezeptionsforschung in den literaturpädagogischen Bereich, da sie am Prin-

zip der *angemessenen Lesart* festhält. Deskriptive Rezeptionsforschung hingegen fragt nicht nach dem Geltungsgrund der einen oder andern Lesart, vielmehr inventarisiert sie das, was sie an Äußerungen über den Sinn dieser oder jener Texte vorfindet, ordnet es nach Autorintention und nach Absichten wie Motiven der je bestimmten Leser.

Als „neue Literaturwissenschaft“ fragt die *deskriptive* Rezeptionsforschung nach den „Bedingungen der Sinnbildung“ und nicht nach dem objektiv vermeinten Sinn der Texte selbst. Der kommunikationssoziologische Anspruch dieser Programmatik setzt nun allerdings voraus, daß die „Bedingungen der Sinnbildung“ unter zweiseitigem Beziehungsaspekt betrachtet werden: Produktion und Rezeption von Texten werden in ihrem komplementären Verhältnis gesehen, gleichwohl nicht auf ein identisches Bedeutungsmuster festgelegt. Was eine bestimmte Lesergruppe aus einem bestimmten Text macht, muß bekanntlich mit dem vom Autor gemeinten Sinn nicht übereinstimmen. Die deskriptive Rezeptionsforschung untersucht folgerichtig Motive und Zielprojekte der Leser, soweit sie in der allgemeinen Geschichte der Literatur überliefert sind bzw. im zeitgenössischen Leseverhalten zutage treten.

Hier liegen allerdings auch die Probleme einer solchen Forschungsrichtung; denn Texte, in denen Äußerungen des „Textverstehens“ enthalten sind, werden in historischer Perspektive meist nur in Form von Kritiken vorgefunden, so daß die Rezeptionsgeschichte Gefahr läuft, wiederum nicht mehr zu bieten als ein „hohes Geistergespräch“. Skepsis ist auch gegenüber der empirischen Rezeptionsforschung angebracht: diese kann nur unter künstlichen Voraussetzungen Leser befragen, Voraussetzungen, die mit der ‚natürlichen‘ Lektüresituation bloß durch Ähnlichkeit verbunden sind.

Mit Recht verlangt Gumbrecht, daß der schlechte Dilettantismus in diesem Bereich durch solide sozialwissenschaftliche Fundierung vermieden werden muß. Er nennt hier einen der Punkte, die nach seiner Ansicht in ein Forschungsprogramm der „neuen Literaturwissenschaft“ aufgenommen werden sollen. Ein anderer bezieht sich auf eine Phänomenologie des literarischen Lesens, ein weiterer auf die nähere Bestimmung von „Ausdrucks- und Verstehenshandlungen“ literarischer Kommunikation, wieder ein anderer auf die Geschichte sozial vermittelter Rezeptionsinteressen bestimmter Leser und ein letzter schließlich auf eine Typologie historisch belegter Rezeptionsprozesse.

Die *Zwischenbilanz* der Rezeptionsästhetik macht zweierlei deutlich: der neue Ansatz drängt hin zur stärkeren Systematisierung und zur Erfüllung bestimmter Forschungsvorhaben. Natürlich wirkt das z.T. apologetisch und – dort, wo bewußte Beschränkung empfohlen wird – wie die Zurücknahme einst optimistisch formulierter Programmthesen. Aber in Wahrheit geht die Neuerungsdynamik gerade in den Beiträgen von Stierle und Gumbrecht noch weiter. Beide schließen die literaturwissenschaftliche Methodologie enger an sozialwissenschaftliche und phänomenologische Problemstellungen an und verändern auf diese Weise, in stärkerem Maße als Jauß das tat, die gegenstandsspezifische Begriffsbildung und zugleich damit auch die Fragestellung. Es bleibt abzuwarten, welche konkreten Ergebnisse die handlungstheoretisch und sozialwissenschaftlich umgewertete Literaturwissenschaft bringen wird.³

Dietrich Harth, Heidelberg

³ Nach Abschluß des Ms. erschien als weiterer Beitrag zur rezeptionsästhetischen Zwischenbilanz der Aufsatz „Das Dilemma der Rezeptionsästhetik“ von Manfred Naumann, in: *Poetica* 8, 1976, S. 451-466.